

Nor fünfzig Jahren.

Bilder aus der Revolutionszeit des Jahres 1848. *)

Von Fr. Regensberg.

1. Der Sturz des Bürgerkönigthums in Paris.

Drei Tage hatten den Thron des Bürgerkönigs Ludwig Philipp aufgerichtet, und drei Tage sollten ihn nach achtzehn Jahren wieder stürzen. Die Revolution von 1830, welche der Herrschaft des älteren Zweiges der Bourbonen in Frankreich ein Ende machte, war am Dienstag, Mittwoch und Donnerstag (den 27., 28. und 29. Juli) vor sich gegangen, und durch ein seltsames Zufallsspiel vollzog sich auch die Revolution von 1848 am Dienstag, Mittwoch und Donnerstag (den 22., 23. und 24. Februar).

Am Dienstag den 22. Februar 1848 war das Wetter in Paris trübe, und der Himmel drohte mit Regen. Der Volkswille gegen die Regierung hatte schon einen bedenklichen Grad erreicht, allein aus der unglückseligen Witterung schöpften viele Leute eine gewisse Beruhigung; sie dachten an die strahlende Julisonne von 1830 und bielten mit Petition, dem Maire von Paris im Jahre 1791, einen bedenklichen Aufstand in der Seinestadt bei. Man erwartete für unbestimmt. Vorläufigerweise hatte auch die Regierung, an deren Spitze der ungeliebte Guizot stand, gegen 80,000 Truppen in und um Paris zusammengezogen.

Das Bürgerkönigthum hatte um jene Zeit allen Halt im Volke verloren. Der anfällige und egoistische König Ludwig Philipp, dessen Krone der Mangel der Verschwendung anbahnte, war bei allen Höfischen nach Populärität nichts weniger als beliebt. Seine schwächliche, zweideutige und doppelzüngige äußere Politik hatte ihn und Frankreich gänzlich isolirt, und im Innern verlor seine Regierung zusehends an Achtung, während Protektionismus und Corruption in erschreckendem Maße um sich griffen. Die Dynastie hatte durch den tragischen Tod des beliebtesten und begabtesten ihrer Prinzen, des Thronfolgers Herzog von Orleans, der am 13. Juli 1842 durch einen Sprung aus seinem Wagen, dessen Pferde durchgingen, sein Leben verlor, einen unüberwindlichen Verlust erlitten, denn der jetzige Thronerbe, der Graf von Paris, war noch ein Kind, und der für den Fall eines Ablebens des Königs zum Regenten bestimmte Herzog von Nemours wegen seines steifen Wesens und seiner aristokratischen Neigungen mißlieblich.

Besonders schwere Schatten fielen auf die Monarchie, als zwei frühere Minister, Fieschi und Cubières, wegen großer Unterschleife und Befählichkeit zur Verurtheilung wurden. Einen noch viel schlimmeren Eindruck machte die Ermordung der Herzogin von Braxin durch ihren eigenen Gatten, und als dieser sich im Gefängniß der Verurtheilung durch Gift entzog, hielt es allgemein, um dem Volke nicht das Schauspiel der Hinrichtung eines Paris gegen zu müssen. Die Legitimisten und Republikaner erklärten folche Vorgänge für eine direkte Folge des herrschenden Systems, während auch die Anklagen Girardins gegen die ungeheure Corruption der Regierung und der hohen Finanzwelt unüberlegt blieben. Die Kammer aber fand kein Wort des Tadels gegen solche Zustände, und der allgemeine Ruf nach einer Reform des Wahlrechts erscholl immer dringender. Die Minister widersetzten sich jedoch hartnäckig allen Anträgen, die auf eine den Ansprüchen der Billigkeit genügende Ausdehnung des Wahlrechts abzielten, und die ihnen ganz ergebene Kammermehrheit verwarf sie. Da veranlaßte die Opposition in verschiedenen Kreisen sogenannte Reformparteien, bei denen man durch Reden gegen die Gebrechen des herrschenden Regierungssystems zu Felde zog und zur Unterzeichnung von Petitionen für Wahlreform aufforderte. Das Ministerium verbot ein besonders großartiges Reformangebot, das die Opposition für den 22. Februar in Paris angekündigt hatte, auf Grund eines angehängten Gesetzes von 1790. Da der Minister des Innern, Graf Duchatel, mit militärischem Einschreiten drohte, gab der gemäßigte Theil der Opposition den Plan auf, um einen blutigen Zusammenstoß zu vermeiden, beschloß aber dafür, in der nächsten Kammerperiode den Antrag zu stellen, das Ministerium wegen Verfassungsverletzung in Anklagestand zu versetzen.

Die Erregung und Gährung hatte jedoch mittlerweile einen zu hohen Grad erreicht, als daß sich die Massen durch jene, noch dazu nicht einmal überall bekannt gebliebenen Abgabe von den beabsichtigten Kundgebungen hätte zurückhalten lassen. Von Seiten der zahlreichen revolutionären Geheimkulte war ein leidendes Aussehen eingetreten, und beim Eintreten ähnlicher Zwischenfälle sofort ein thätiges Vorgehen zu veranlassen. Die Regierung ihrerseits rüffelte sich zu energischem Einschreiten. Die Truppen waren konzentriert, und die

Kasernen mit Lebensmittel und Munition versehen. In und um Paris gingen große Truppenbewegungen vor sich, während die Haltung der Bevölkerung immer aufgeregter und drohender wurde.

Otto v. Corvin, der frühere preussische Lieutenant und spätere Freihaarsführer, weilte damals dort. Ihm sagte seine Hauswirthin, eine lebhaftere Bretonerin: „Ich bin überzeugt, es giebt in den nächsten Tagen etwas; es wird wieder so viel in den Straßen gefungen.“ Am 21. Februar rief sie ihm, als er nach Hause kam, eifrig zu: „Nun bin ich gewiß, daß es eine Revolution giebt, denn ich habe meinen Wasserträger fünf ganze Laibe Brot nach Hause bringen sehen.“

„Was um Himmels willen haben die Brote ihres Wasserträgers mit der Revolution zu thun?“ fragte Corvin lachend.

„Sind Sie aber tömisch!“ war die ungeduldige Antwort. „Bereiten Sie denn nicht, daß sich der Mann für die drei Tage verproviantirt?“

„Warum denn für drei Tage?“

„Ach, weil sie die dummen Geschichten hier immer in drei Tagen abmachen.“

An dem ersten der verhängnißvollen drei Tage, dem Dienstag, gewahrte man schon seit dem frühen Morgen eine ungewöhnliche Bewegung in den Straßen, und die Menge vermehrte sich auch nicht, als es gegen Mittag zu regnen begann. Bald hier, bald dort hörte man schreien: Reform! Nieder mit Guizot! Die Truppen rückten aus. Das Linienmilitär benahm sich jedoch sehr schonend dem Volke gegenüber, mit dem die Nationalgarde schon sympathisirt, während die bei den untern Ständen sehr verhaßte Municipalgarde (Polizeimannschaft) der Menge nirgends gewandert war. Es wurden einige Barrikaden errichtet, einzelne Zusammenstöße kamen vor, allein die Unruhen trugen noch den Charakter eines ziellosen Wogens und zerbrosen ohne revolutionäre Absicht. Der allgemeine Unwille richtete sich gegen Guizot und seine Kollegen, noch nicht gegen die Dynastie.

Eine bedenklichere Wendung nahmen die Dinge am zweiten Tage, Mittwoch, den 23. Februar. Es war windig, und zahlreiche Regenschauer fielen. Die Barrikaden wurden zahlreicher und die Kämpfe der Linientruppen mit den Aufständischen heftiger und erbitterter.

Etwa 400 Nationalgardien der 10. Legion waren in der Rue de Dragon verammelt. Ihr Oberst, der Witomte Vergerier, ritt vor die Front und hielt eine regierungsfreundliche Ansprache, worauf einer von den Bürgerkämpfern aus Reih und Glied trat und erklärte: die Nationalgarde sei allerdings geneigt, Frieden und Vertrauen wiederherzustellen, aber keineswegs gewonnen, dem Ministerium einen Beweis von Sympathie zu geben. Sie verlange gleichfalls die Reform. Der Oberst stieg vom Pferde, um seine Leute von ihrem Vorhaben abzurufen. In demselben Augenblick schrie er: „Ich bin ein junger Mann aus dem sich wählenden Publikum: „Es lebe die Reform!“ Der Oberst wollte ihn beim Kraus nehmen, aber die Nationalgardisten widersetzten sich dem mit dem Bemerkten, sie könnten doch unmöglich jemand verhaften, weil er etwas gerufen, was sie selbst nachzugehen bereit wären. Der verblüffte Oberst bellte wieder sein Pferd und ritt eiligst davon. Hinter ihm her aber dröhete der Ruf: „Es lebe die Reform!“

Andere Abtheilungen der Bürgergarde sandten eine Petition an die Kammer, welche die Wahlreform und die Abdankung des Ministers verlangte; immer lauter erscholl aus ihren Reihen der Doppelruf: „Es lebe die Reform! Nieder mit Guizot!“ Um zwei Uhr Nachmittags schickten die Obersten der zwölf Legionen der Nationalgarde eine Wortmeldung in die Tuilerien zum König, um ihn zu benachrichtigen, daß sie ihrerseits für ihre Leute und die Ruhe der Hauptstadt nicht mehr einsehen könnten, wenn die Regierung nicht schleunigst Zugeständnisse gewähre.

Das machte den König nun doch stutzen und erschütterte seinen bisherigen Starrsinn. Als auch die Mitglieder seiner Familie in ihn drangen, doch nachzugeben, nahm er die von Guizot angebotene Entlassung zwar an, ließ jedoch die interimsische Verwaltung in den Händen des bisherigen Ministeriums, als habe er immer noch nicht die ernsthafte Absicht, es geben zu lassen.

Der frühere Minister Graf Mole wurde zum Könige entboten, um ein neues Cabinet zu bilden. Das war schon von vornherein verfehlt, da sich sein Regierungsprogramm von jenem Guizots nicht wesentlich unterschied; nur Dionon Barrot, der Führer der Reformpartei, wäre wohl noch der andringenden Fluth gewachsen gewesen, hätte der König ihn rechtzeitig an die Spitze gestellt. In der wohlhabenden Nordwesthälfte der Stadt, wo man Guizots Sturz fast gleichbedeutend mit einem Siege der Reform hielt, herrschte allgemeine Befriedigung. Diesfeld wurde mit Eintritt der Dunkelheit sogar illuminiert, und Scharen von Straßenzugenden machten sich den Späß, durch drohendes Geschrei zu verlangen, daß die Häuser beleuchtet würden. Ein Schwarm zog mit diesem Rufe auch vor das Haus des Barons Nathanael v. Rothschild, der dann selbst auf dem Balkon erschien und sich mit seinen Bedienten besetzte, dem Volkszorn zu entsprechen. In den Arbeitervierteln dagegen wurden die

Barrikaden nicht weggeräumt; die Männer der Bewegung und die von längerem Widerstreben auch die Ausschreitungen von Neuwahlen für die Deputirtenkammer und die Vorlegung eines Reformprojektes begünstigt. Es war schleunigst eine Proklamtion gedruckt worden, welche diese Zugeständnisse der Bevölkerung kund thun sollte, doch kaum waren die Plakate an den Straßeneden angeheftet, als sie schon unter den Füßen: „Es lebe die Nation! Nieder mit Ludwig Philipp!“ wieder abgerissen wurden.

Inzwischen gelangte die Kunde von der verhängnißvollen Wendung der Dinge in die Tuilerien, wo man bisher von dem Ernst der Lage noch keine Ahnung hatte. Der zwischen den Tuilerien und dem Louvre gelegene Carrousselplatz war von starken Truppenabtheilungen der Linie und Resten der Nationalgarde besetzt. Der König stieg, von seinen Söhnen, den Herzogen von Nemours und Montpensier, begleitet, gegen elf Uhr Vormittags zu Pferde, um Heerschau über sie zu halten. Die Linie begrüßte ihn mit dem Rufe: „Es lebe der König!“ das finstere Schweigen der Nationalgardisten that dem Monarchen aber deutlich genug kund, daß es zu spät sei. Nun machte Ludwig Philipp noch den Versuch, durch die Ernennung Dionon Barrots an Thiers Stelle zum Ministerpräsidenten und des alten Marschalls Gérard an Stelle Bugeauds, den man im Volke den „Schlächter der Rue Transnonain“ nannte, zum Kommandanten einen Umschwung der Stimmung herbeizuführen. Allein gleich darauf beging er den verhängnißvollen Fehler, auf Anbringen von Barrot und Thiers den Befehl zur Zurückziehung der Truppen aus der Stadt nach den Tuilerien und in ihre Kasernen zu ertheilen.

Bewaffnete Volkscharen nahmen sofort die Stelle der abziehenden Truppen ein, bemächtigten sich des Stadthauses und drängten immer näher auf die Tuilerien los, in denen vollständige Katholizität herrschte. Der König sah, in trübem Sinnen verfunken, an seinem Schreibtische im Arbeitszimmer, wo auch die übrigen Mitglieder der königlichen Familie sich aufhielten. Thiers stand vor dem Kamin und sprach mit Remusat. Plötzlich wurde die Thür aufgeschrien, und der Redakteur der „Presse“, Emil de Girardin, kam, von mehreren Deputirten begleitet, mit der Schreidsnachricht, daß bewaffnete Scharen des Volkes, unterstützt durch Studenten und Nationalgardisten, gegen die Tuilerien im Anzug seien. Die Dynastie fiel einzig und allein noch dadurch zu retten, daß der König unverzüglich zu Gunsten seines Entfels, des Grafen von Paris, mit der Herzogin von Orleans als Regentin, abdankte. Die Königin widersetzte sich diesem Anfinnen, der Herzog von Montpensier dagegen belied seinem Vater zu.

Unschlüssig blieb Ludwig Philipp in seinem Lehnstuhl sitzen, bis das immer näher kommende Krachen des Gewehrfeuers ihn aus seiner Verblüdung aufriß. „Nun gut, ich bante ab“, sagte er, dann griff er zur Feder und schrieb langsam und traurig folgende Worte: „Ich lege diese Krone, die zu tragen mich die Stimme der Nation berief, zu Gunsten meines Entfels, des Grafen von Paris, nieder. Möge es ihm gelingen, die große Aufgabe zu lösen, die ihn heute zufällt. Ludwig Philipp.“

Die Nachricht wurde schnell nach allen Seiten hin verbreitet, konnte aber die entsetzten Leidenschaften nicht mehr beruhigen. Die Vorbereitungen zur Flucht wurden getroffen. Der König legte die Uniform ab, die er angezogen hatte, um die Ketten abzuhalten. Währenddessen brach die greise Königin in Ameise, jenseitlich und mit zuckenden Lippen, in bitteren Tadel gegen Thiers aus, der ja allerdings durch seinen Antrag auf Wahlreform den ersten Anlaß zur Revolution gegeben hatte. „Sie haben den Thron zertrümmert“, sagte sie. „Sie haben die Volksleidenschaften zu einem Brand entfacht, dessen Voh über der Monarchie zusammenstürzt. Sie sind ein Unbarmherziger und verdienen keinen goldenen König.“

Die Herzogin von Orleans blieb auf Wunsch Ludwig Philipps zurück, um die Interessen ihres ältesten Sohnes zu wahren. Zu Fuß ging dann das Königspaar mit der Herzogin von Nemours und deren Kindern durch den Tuilerienparken nach dem Kontorbielplatz. Unfern der Stelle, wo einst die Blutgerüste Ludwigs des Bierzehnten und Marie Antoinettes gestanden hatten, und wo auch das Haupt des Großvaters Ludwig Philipps, des berühmten „Philipp Egalité“, gefallen war, befestigten sie zwei bereitstehende Fiaker und fuhrten, von Kavallerie geschützt, nach St. Cloud, wo bald nachher auch der Herzog und die Herzogin von Montpensier und die Herzogin Clementine von Koburg eintrafen.

Gegen 1 Uhr hatte die königliche Familie die Tuilerien verlassen. Bis dahin waren die heranstürmenden Massen zwei Stunden lang durch die Befragung des sogenannten Wasserhahnes, gegenüber dem Palais Royal, aufgehalten worden, wo der ernsteste und erbitterteste Kampf dieses Tages stattfand. Endlich legten die Belagerer Feuer an das Gebäude und zwangen den Rest der Vertheidiger zur Uebergabe. Von den Tuilerien waren inzwischen die Truppen abgezogen, und die Hofthore standen offen. Wie ein Wolkenbruch stürzte nun die aufgeregte Menge in die königlichen Gemächer, alles darin befindliche zerklügend und tolle Vorfälle treibend. Der Königsthron wurde

auf den Bastillen-Platz geschleppt und dort unter der Julifäule verbrannt. Plünderungen oder Vergehungen gegen Leben und Eigenthum fanden jedoch nirgends statt, und Studenten und Poliermeister besaßen die Kunstschätze und Sammlungen.

Mittlerweile hatte sich die heidemüthige Kronprinzessin, Herzogin Helene von Orleans, eine medienburgische Prinzessin, mit ihren beiden Anaben in Begleitung des Herzogs von Nemours auf den Rath Dupins zu Fuß nach der Deputirtenkammer begeben. Wie im Jahre 1830 hätte ja nach der Abdankung des Königs die Vollvertretung durch ihr Votum die Monarchie noch zu retten vermocht. Damals aber waren Kammermehrheit und Volk einzig gewesen, während die erstere jetzt als die Mißthätige des verhassten Regierungssystems galt und von derselben Volksgevalt, die den Thron im Königsschloß zertrümmerte, widerstandslos hinweggefegt wurde. Es hatte sich im Laufe des Vormittags auf dem Redaktions-Bureau des unter Marraß zum Organ der gemäßigten Republikaner gewordenen „National“ gleichfalls ein Aufstands-Komitee gebildet und die Proklamtion der Republik beschlossen. Die dort Versammelten legten sich mit den Männern der „Reform“, dem Organ der vorgeschrittenen Republikaner, in's Einvernehmen, und diese entschieden sich, um rascher zum Ziele zu kommen, für einen Einbruch der Massen, mit denen sie in fortwährender Verbindung standen, in die Deputirtenkammer.

Letztere war unter ihrem Präsidenten Sauzet versammelt, der, nachdem er gegen halb 2 Uhr eine Meldung empfangen hatte, mit seiner Glocke läutete und sich erhebend verkündete: „Meine Herren, ich melde Ihnen die Ankunft der Herzogin von Orleans.“ Die dem Präsidentensitze gegenüber befindliche Thür ging auf. Die Herzogin von Orleans trat ein, den Grafen von Paris an der einen, den Herzog von Chartres an der anderen Hand haltend. Ihr Schleier war über den Hut zurückgeschlagen, ihr Anitz bleich, aber ihre Haltung muth- und würdevoll. Der Herzog von Nemours in General-Uniform war an ihrer Seite. Mehrere Generale, Offiziere und Nationalgardien bildeten das Gefolge. Die Herzogin stieg ruhig die Stufen der Kammer hinab, grüßte nach allen Seiten und setzte sich in einen für sie bereit gestellten Sessel, ihre beiden Söhne zur Seite. Der Herzog von Nemours stellte sich vor die Herzogin hin.

In diesem Augenblick erhob sich an der Thür hinter Hand vom Bureau der Kammer großer Lärm. Man hörte rufen: „Sie können nicht herein; Sie haben kein Recht dazu!“ Dennoch drangen mehrere Bürger und Blumenmänner in den Saal. Lacroffe, ein Deputirter des linken Centrum, stand während des Lärms auf und verlangte, man solle Dupin das Wort geben. Dieser bestieg nun auf mehrstimmiges Zurufen die Rednerbühne und verkündete der Kammer die Abdankung des Königs und die Regentenschaft der Herzogin für den Grafen von Paris, was mit Jubel aufgenommen wurde. Raum aber hatte nach ihm der Präsident das Wort genommen, als die Thür des Saales aufgeschrien wurde und bewaffnete Blumenmänner, mit Nationalgardien unterstützt, eindrangen. Es entstand ein wildes Gedränge, vor dem die Herzogin mit ihren Anaben auf die oberste Bank des linken Centrum flüchten mußte. Die Republikaner Marie und Cremieux verlangten die Ernennung einer provisorischen Regierung, weil die Regentenschaft der Herzogin ungesetzlich sei. Wohl erarrisch Dionon Barrot das Wort zu Gunsten der Dynastie, doch bald darauf drangen neue Scharen von Nationalisten in den Saal und die Lage wurde so bedenklich, daß die Herzogin mit ihren Kindern und der Herzog von Nemours das Feld räumen mußten.

Nunmehr verlangte Ledru-Rollin eine provisorische Regierung, die nicht von der Kammer, sondern vom Volke emanirt sei, und gleich ihm beantragte Lamartine die sofortige Berufung einer National-Versammlung, um über die künftige Regierungsform zu entscheiden. Der Lärm wurde inzwischen immer toller, so daß der Präsident und der größte Theil der Abgeordneten den Saal verlassen. Lamartine griff endlich zu dem Auskunftsmitel, daß er die noch anwesenden Deputirten, aber auch die eingebrungenen Nationalgardisten, Studenten und Blumenmänner ihre Vertrauensmänner aufschreiben ließ und aus diesen Stimmzetteln nach eigenem Ermessen eine Liste zusammenstellte, die dann der 83-jährige Dupont de l'Eure unter allgemeinem Beifall verlas.

Um halb vier Uhr begab sich diese provisorische Regierung: Dupont, Lamartine, Arago, Marie, Garnier-Lagrange, Ledru-Rollin und Cremieux, nach dem Stadthause, um durch dessen Besichtigung den Antritt ihrer Regierung anzukündigen. Die Mitglieder vertheilten die Staatsgeschäfte unter sich und sprachen sich nach langer Debatte dahin aus: Die provisorische Regierung will die Republik, vorbehaltlich der Zustimmung des Volkes, das sofort befragt werden wird. Die arme Herzogin von Orleans hatte eingesehen, daß die Juli-Dynastie verloren sei; sie flüchtete mit ihren Kindern aus dem Anbalben-Hotel, wo sie die erste Zuflucht gefunden hatte, nach Schloß Blois und dann weiter über Belgien nach Deutschland. Von dort gingen sie später nach England, wo Ludwig Philipp in Schloß Clarence

mont, das seinem Schwiegervater, dem König der Belgier, gehörte, die meisten Mitglieder der Familie um sich versammelte.

Ludwig Philipp ist nicht durch die Einmüthigkeit der Nation gekürzt worden, wie vor ihm Karl der Dritte und die ältere Linie der Bourbonen; die Franzosen ließen vielmehr ihn und die Dynastie Orleans einfach fallen, als beide durch einen unerwarteten Stoß in's Wanken kamen.

Die in Paris siegreich gebliebene Revolution aber schickte sich nunmehr an, ihren Zug durch Europa anzutreten.

Verrechnet.

Der bekannte englische General Bladery hat eine für reich geltende Dame um ihre Hand. Nachdem sie einige Bedenkzeit hatte verstreichen lassen, gab sie ihm zur Antwort: „Mit Vergnügen gehe ich eine Verbindung mit Ihnen ein, aber es ist meine Pflicht, Sie vorher über meine Verhältnisse aufzuklären. Man hält mich für reich, ich bin es nicht. Lesen Sie diese Uebersicht über den Zustand meines Vermögens durch und entscheiden Sie sich denn.“

„Sie können versichert sein“, war die Entgegnung des Generals, „daß ich mich nicht um Ihr Geld, sondern nur um Ihre Person bende; ich weigere mich aber, das Papier entgegenzunehmen.“

„Sie müssen es lesen“, sagte die Dame, „alles Geschäftliche muß geordnet sein, ehe Sie meine Hand erhalten können.“

„Nun, so geben Sie das Papier her!“ Auf den ersten Blick sah der General, daß seine Angebetete gar kein Vermögen mehr besaß, sondern im Gegentheil viel verschuldet war. „Trotz alledem“, sagte er, „bitte ich doch um Ihre Hand; auch arm und verschuldet sind Sie für mich unschätzbar.“

„Nun denn“, entgegnete die Dame gerührt, „so willige ich von Herzen ein, und erfahren Sie zugleich, daß ich nur Ihre Liebe habe auf die Probe stellen wollen; ich bin noch weit reicher, als das Gerücht von mir behauptet.“

Der General erhob sich. „Wie? Sie haben mich nur auf die Probe stellen wollen? Sie haben zweifeln können an meiner aufrichtigen Liebe, an meiner Uneigennützigkeit? Sie sehen Mißtrauen in meinem Charakter, meine Ehrenhaftigkeit? — Madame, unter diesen Umständen nehme ich meinen Antrag zurück!“ Und mit diesen Worten verließ er die Bestürzte auf Nimmerwiedersehen.

Originelle Vögel.

Einen merkwürdigen Koffkaben beschrieb der Naturforscher Pietrowsky. Der Vogel hatte einmal zufällig auf mehrere Tage eine Gester zur Gesellschaft in den Käfig bekommen, seitdem zeigte er eine merkwürdige Vorliebe für diese bunten Schwärzgerinnen. Als sich im nächsten Winter mehrere Gester in der Nähe seiner Wohnung niederließen, begann er förmlich Jagd darauf zu machen. Sobald der Winter ihn herausließ, fing er sich eine Gester, hielt sie mit den Klauen auf dem Boden fest und spritzte, bis sein Wäcker erschien. Lieh dieser nun die Gefangene frei, so ginst „Jakob“ unausgesehrt weiter auf die Eisternjagd und wiederholte das Spiel stets von Neuem. Erst wenn man ihm die Beute in den Käfig setzte, spazierte er freiwillig hinein und unterhielt sich mit der neuen Gessoffin. Meistlich betrug sich ein Papagei, von dem Wood berichtet. Im Garten seines Besitzes befanden sich mehrere Rosenbüsche, in denen ein Finkenpärchen nistete. Die Bewohner des Hauses streuten den Thierchen Ester Futter, und dieses hatte sich „Polly“, der Papagei, gemerkt. Sobald er seinen Käfig verlassen durfte, flog er gleichfalls in den Rosenhain und trug den jungen Finken ganze Schmädel voll von seinem Futter zu. Die Kleinen nahmen die neue Pflanzmutter dankbar auf; die Alten aber flogen vor dem großen Vogel erschreckt von dannen. Jetzt war „Polly“ überhaupt nicht mehr in den Käfig zuzubringen. Sie blieb im Rosenhain und zog die durch ihre Schuld verurtheilten Finken an. Keine Mutter konnte die Mutter sorgfältiger pflegen und füttern wie sie. Als die Kleinen flügge waren, sahen sie oft auf Kopf und Rücken ihrer Stiefmama und steckten sich von dieser durch den Hof und Garten spazieren tragen.

Gedanken-Zähne.

Den Ruhm machen unsere Erfolge, den Nachruhm unsere Verdienste.

Zu viel Demuth ist noch widerwärtiger, als zu viel Hochmuth.

Wer nur seine Schuldigkeit thut, thut nicht seine Schuldigkeit.

Nachtsicht ist die Mutter des Schlenndrians.

Das kleinste Dorf hat seine „haultevoller“.

Der Eine ist liebenswürdig und der Andere nicht, heißt manchmal; der Eine hat Charakter und der Andere nicht.

Die Jugend, die sich alt giebt, ist häßlicher, als das Alter, das sich jung giebt.

*) Ein solches Jahrbuch ist in der That, seit mit der Revolutionszeit in Frankreich, ein Werk von großer Wichtigkeit geworden, welche die folgenden Verhältnisse und Zustände betrifft. Es ist ein Werk von großer Wichtigkeit, und es verdient daher wohl angesehen zu werden, dass es in der Revolutionszeit in Deutschland veröffentlicht wurde.